

## Die Hinrichtung des Zweihundertjährigen

Paul

Der Tod ist etwas Gutes. Ein Dienst an der Gesellschaft. Das zumindest besagte die allgemeingültige und akzeptierte Wahrheit. Und vielleicht beging Paul Krasinski einen Fehler, indem er sie infrage stellte, je näher der Tag seiner Verabschiedung rückte.

Doch morgen endete zuerst das Leben seines besten Freundes. Er und Frank kannten sich, seit sie Anfang dreißig gewesen waren. Inzwischen hielt ihre Freundschaft einhundertzweiundsiebzig Jahre. Gestern hatten sie einen letzten geselligen Abend miteinander verbracht. Bei leckerem Essen und teurem Wein sprachen sie über gemeinsame Erlebnisse, Höhen und Tiefen, die Scheidungen von mehreren Frauen. Und natürlich Ihre Kinder, die längst selbst alt waren. Doch während Paul angesichts des Bevorstehenden traurig und melancholisch war, ging Frank mit seinem nahenden Tod positiv um. Er betrachtete ihn als das notwendige Opfer, als das ihn alle ansahen. Und ihre Familien freuten sich auf die bevorstehenden Großereignisse.

»Zweihundert Jahre sind nun wirklich genug Zeit, um alles Wichtige zu erleben. Wer nach so langer Zeit nicht glücklich sterben kann, der kann es auch nicht nach Tausend Jahren«, hatte Frank gesagt, mit dem Weinglas in der Hand und dem Schein des Kaminfeuers auf der Wange. »So lange lebten nur längst ausgestorbene Tiere.«

Franks Gesicht war eingefallen, wie es bei einem alten Mann nicht überraschte. Für seine zweihundert Lenze sah er aber gut aus. Obwohl er seit Jahren nicht mehr arbeitete, trug er noch jeden Tag einen seiner Business-Anzüge. Und er war der schlaueste Mann, den Paul je gekannt hatte.

»Glück ist kein Ziel, sondern ein Weg. Und wir sterben unabhängig davon, ob wir glücklich sind oder nicht«, sagte Paul.

»Weil es das Beste für alle ist. Das hat uns die Vergangenheit schmerzlich gelehrt. Die Zivilisation würde zusammenbrechen, wenn die Menschen so lange leben könnten, wie sie wollen.«

Paul kniete sich vor das Rosenbeet, mit dicken Lederhandschuhen präpariert. Die Gartenarbeit entspannte ihn zwar, doch sie machte ihn auch nachdenklich. Er fragte sich dieser Tage besonders häufig, wie die Menschen in früheren Zeiten mit der Gewissheit ihres

Todes umgegangen waren. Als das Leben nach nur achtzig oder gar sechzig Jahren plötzlich durch eine Krankheit, oder durch das Alter selbst, endete. Dazu eine Medizin, die häufig die Waffen strecken und den Menschen seinem Schicksal überlassen musste. Es gab kaum Kontrolle über die Kräfte von Leben und Tod. Aus heutiger Sicht eine grauenvolle Vorstellung.

Andererseits sahen sie den Tod damals nicht immer kommen. Er konnte die Menschen noch überraschen. Ein geplatztes Blutgefäß im Gehirn oder ein nächtlicher Herzstillstand und das Leben endete. Heute war man dazu verdammt, die Jahre an sich vorüberziehen zu sehen. Die Kerzen auf der Torte mehrten sich, der Sand rieselte unaufhaltsam durch das Glas. Schon bei der Geburt stand das Jahr des Todes fest. Unfälle waren eine Seltenheit und geschahen wenn, dann aufgrund von menschlichem Versagen. Krankheiten oder gar Morde gab es praktisch keine mehr. Das Schicksal riss fast niemanden mehr überraschend aus dem Leben. Gerade deswegen war die Verabschiedung essenziell für die Gesellschaft.

Ob er der Einzige war, der sich damit schwertat, den Tod eines geliebten Menschen zu feiern? Vielleicht hatten alle diese Gefühle, aber niemand zeigte sie. Er hatte es bisher auch noch nicht getan. Für die Psyche war es gesünder, sich so früh wie möglich mit der Tatsache abzufinden, dass das Leben an einem vorgeschriebenen Tag endete. Seit Jahrhunderten hatte niemand mehr länger gelebt. Selbst hohe Würdenträger nicht. Der Staat ließ hier nicht mit sich verhandeln. Vielleicht war die Dunkelziffer derer, die gute Miene zum bösen Spiel machten viel höher, als bekannt war. Kritische Diskussionen gab es in den Medien und der Politik jedenfalls immer wieder. Vor allem liberale Politiker forderten wiederholt die Abschaffung der Verabschiedung. Aber womöglich fiel es auch nur ihm besonders schwer, seine Gefühle der Tradition und der Konvention zu unterwerfen.

Pauls Knie hinterließen in der Erde des Rosenbeetes tiefe Abdrücke. Nachdem er hier fertig war, wollte er nun die Hortensien zurückschneiden. Der milde und regnerische Winter hatte dem Garten nur wenig abverlangt. Dennoch wusste Paul, dass auch seine Blumen und Sträucher irgendwann den Weg alles Irdischen gingen. Anders als die Menschen konnten sie sich darauf aber weder freuen, noch sich davor fürchten. Weder sahen sie ihr Ableben kommen, noch konnte es sie überraschen. Segensreiche Unwissenheit.

Hinter ihm erklang eine Stimme, und sie riss Paul aus seinen Gedanken. »Darf ich Ihnen einen Kaffee bringen, Herr Krasinski?«

»Gerne Tom. Ich könnte eine Pause vertragen.«

Paul klopfte sich die Erde von der Hose, legte die Handschuhe auf den Tisch und setzte sich. Er ließ den Blick über die weißen Rosen schweifen, die die Terrasse säumten, und über den Rasen und die dahinterliegenden Sträucher. Obwohl Paul mehr als genug Geld besaß, um einen Gärtner zu beschäftigen, erledigte er diese Arbeit selbst. Besonders seit seinem Eintritt in den Ruhestand genoss er sie. Er liebte das Gefühl der kalten Erde an den Händen. Und die Zufriedenheit, die er empfand, wenn er nach getaner Arbeit das Ergebnis betrachtete, wollte er mit niemandem teilen. Außerdem hielt sie ihn fit und aktiv. Dass ihm in seinem Alter weder die Gelenke noch die Muskeln schmerzten, verdankte er aber nicht der Gartenarbeit, sondern den regelmäßigen Verjüngungen.

Der livrierte Butler brachte ein Tablett und servierte eine Tasse Kaffee. Er war ein achtundzwanzigjähriger Mann und arbeitete seit vier Jahren für Paul. Seit sein früherer Butler in den Ruhestand gegangen war.

»Kann ich Ihnen noch etwas bringen?«

»Nein, danke. Das ist alles.«

Paul musste es sich eingestehen. Er hatte Angst vor dem morgigen Tag. Er verlor seinen engsten Vertrauten. Seinen ältesten Freund. Danach blieb ihm niemand mehr, mit dem er sich auf so tiefer Ebene austauschen konnte. Mit seiner Tochter sprach er auf eine andere Weise.

Und das Ende ihrer Freundschaft durch Franks Verabschiedung läutete auch das Ende seines eigenen Lebens ein. Paul wusste noch nicht recht, wie er damit umgehen sollte. Sein bester Freund würde nicht mehr da sein, um ihm beizustehen. Seine Tochter Marjory war ihm keine Hilfe. Sie freute sich auf die Verabschiedung ihres Vaters, seit er an seinem zweihundertsten Geburtstag das Datum seines Todes mitgeteilt bekommen hatte. Marjory hatte daraufhin sofort alles in die Wege geleitete. Einladungen an die Familie verschickt, einen Saal gemietet, eine Musikkapelle engagiert, ihrem Vater schöne Säрге vorgeschlagen und mehr. Tagelang war sie ganz aus dem Häuschen. Inzwischen hatte sie sich beruhigt und verhielt sich angemessen ehrfürchtig. Die Verabschiedung eines Familienmitgliedes war ein großes freudiges Ereignis, das gebührend gefeiert wurde. Wie eine Geburt oder eine Hochzeit. Nicht von ungefähr war das Standesamt beteiligt.

Doch die Feiern durften auch nicht zu ausgelassen sein. Das Opfer, das der Verabschiedete erbrachte, verdiente Respekt und Anerkennung. Die Gesellschaft würdigte

seine Leistungen und wertschätzte sein Ableben. Ähnlich einer Beerdigung in früheren Zeiten, nur ohne Trauer.